

Feuilleton.

Liebe Feiterin.

Durch des Lebens Mühen und Streite
Sei die Liebe dein Geleite:
Nicht die eine fallenwilde,
Nein, die andere taubenritze;
Nicht die stolze, kronenblühende,
Nein, die unter dem Kreuze stehende;
Nicht die heiße, sinnbetörende,
Nachtlos strebende, viel begehrende,
Nein, die sanfte, still ertragende,
Opfermutige, gern entsagende;
Nicht die matte, weichlich schmachtende,
Nein die starke, todesverachtende;
Nicht die eifersüchtige, hassende,
Nein, die versöhnende, weltumfassende;
Nicht die rote, flammende Rose,
Nein, die weiße, die makellose.
Durch des Lebens Mühen und Streite
Sei die Liebe dein Geleite
Wandle treu an ihrer Seite,
Daß sie dich zum Himmel leite.

Weber.

Anschuld.

Gegrüßt sei mir der Unschuld heilig Wesen,
Aus Sonnenluft und Blütenweiß gewebt,
Von Gottes Huld zum schönsten Schmuck
erlesen
Dem edlen Herz, von Ruh und Fried um-
schwebt.

Du prangst voll süßem Duft im Lilienkranz
Und Himmelsfrieden leise dich umwallt;
Du stehst so hoch im schönen Glorienglanze
Umbflüht von holden lieblichen Gestalt.

Die Unschuld ist der Schönheit höchstes
Blühen,

Umweht das Herz mit klarem Maiengold;
In ihrem stillen, anmutsvollen Glänzen
Ist sie der edlen Tugend hoher Sold.

Den Frieden bringt zum süßen, goldnen
Lohne

Die Unschuld und das reinste, schönste Glück;
Sie führt das Herz zum heiligen Tugend-
thronen,

Wo ihm erglöhnt der ewigen Liebe Blick.

Von Gott beglückt, von Engeln mild begossen,
Gegrüßt mir, holde Unschuld, immerdar;
O blühe schön, von Lilien umflossen,
In reinen Herzen reich und lieb und klar!

M. Mayer.

Aus schwerer Zeit.

Erzählung von A. d. J. O. S. C. P. e. r. s.

Schlus.

III.

Auf eine der weiten, öden Grasflächen
des Ungarlandes, die man Pustken nennt,
weidete eine kleine Herde Rösser. Fernab
der Herde auf einem großen Steinblock,
der einsam in der Ebene lag, saß der
Hüter: kein anderer als Widolf, der
deutsche Bauernsohn. Er hatte sich je-
doch sehr verändert. Vor Monden war
es ihm einmal in den Sinn gekommen,
am Rande einer Steppenlache stehen zu
bleiben und sein Bild im Wasser zu
betrachten; wenn er nicht gewußt hätte,
daß er es selbst war, der ihm da gegen-
über stand, wimmer hätte er es geglaubt.
Sein Haar war kurz geschoren; sein
Herr wußte, daß es in deutschen Ländern
nur dem freien Manne gestattet war, das
Haar zur Schulter wallen zu lassen.
Er hatte ihm die Fäden genommen, um
ihn zu gemahnen, daß er der Sklave
eines freien Ungarn geworden sei. Sein
Gesicht und die halb entblöhte Bru-

waren in der Blut der Pustkensonne
braun geworden, seine Fußsohlen hart
und schwielig; wohl hatten sie in der
ersten Zeit oft geblutet, aber doch all-
mählich gelernt, das scharfe Gras der
Steppe so leicht wie einen deutschen
Anger zu treten. Acht Jahre lang er-
trug er schon sein Los, schweigend, dul-
dend.

In sich selbst versunken, saß er jetzt
auf dem dunkeln Stein. Seine Ge-
danken schweiften zurück zur deutschen
Heimat und blieben wieder, wie so oft
schon, an jener Nacht haften, da man
ihn mit dem Vater hinweggerissen vom
tranten Heerde, wo das Erbe seiner
Ahnen in Flammen aufgegangen war.
Was war aus den Seinen geworden?
Er wußte es nicht. Sie waren verteilt
worden mit vielen andern Unglücklichen
wie vernunftloses Vieh. Was kümmerte
es die Räuber, ob das Herz eines Va-
ters blutete, da er seinen Sohn zum
letztenmal erblickte, ob ein Sohn bren-
nende Tränen weinte, da er den altern-
den Vater mit Peitschenhieben hinweg-
treiben sah?

Aus seinen Augen fielen zwei große
Tropfen auf den Stein, dunkle Flecken
bildend. Widolf starrte darauf. Wie
oft hat er nicht schon den Stein mit sei-
nen Tränen benetzt, wie oft hat die öde
Steppe seine laute Klagen gehört! Sein
Los blieb dasselbe. Oft auch hatte sich
in ihm der deutsche Grimm gegen seine
Peiniger erregt und als ihm einmal ein
übermütiger Ungar bei einem Gelage,
zu dem er aufwarten mußte, seinen
Becher an den Kopf geworfen, da hätte
er sich sicherlich auf ihn gestürzt und ihn
ermüdet, wenn ihm nicht die Sinne ge-
schwunden wären. Noch trug er die
Narbe über der linken Schläfe.

Die Rösser waren indes immer ferner
gewandert; sie erschienen nur noch wie
dunkle Punkte an dem bleigrauen Him-
mel der Steppe. Widolf hatte ihrer
nicht acht gehabt.

Plötzlich dröhnte der Boden: zwei
Reiter sprengten auf flüchtigen Rössen
heran. Er schaute auf und griff zu der
langen, vielfach geknoteten Peitsche, die
neben ihm auf dem Steine lag, um eiti-
gen Laufes zu seiner Herde zu stürzen;
aber schon war es zu spät. Die Reiter
hatten ihn erreicht. Es waren sein
Herr und dessen Bruder.

„Deutscher Hund“, schäumte der erste
wütend, „träumst Du wieder von
euren Dörfern daheim und lässest die
Herde, die ich Dir anvertraut, ihre Wege
gehen, den Wölfen der Steppe zum Fraß!
Auf, ihr nach, oder es ist Deines Lebens
letzter Tag.“ Damit faßte seine Peit-
sche auf den Rücken des deutschen Man-
nes mit wuchtigem Schläge nieder.
Widolf sprang zuckend vor Schmerz
empor und stürzte vorwärts, die Reiter
neben ihm und immer schneller sausten
die Schläge nieder auf ihn, bis ihm end-
lich der Atem versagte und er laut stöh-
nend zusammenbrach. Noch einen kräf-
tigen Schlag führte der Tyrann auf das
Haupt seines Opfers, rot färbte das
spritzende Blut das sahle Gras; leblos
lag Widolf am Boden.

„Mag er verenden hier und mögen
die Wölfe sich an ihm ergötzen“, brüllte

der wütende Ungar; dann stürmten die
beiden weiter über die Steppe.

Die Nacht zog herauf und legte ihre
Schatten über die weite Ebene; gespen-
stisch schaute der Mond durch die Dünste,
welche die Luft erfüllten.

Wohl hatte der Barbar sein Opfer
fast zu Tode gepeicht und gepeitscht, —
doch das Leben war noch nicht entflohen
aus dem deutschen Manne. In der
Kühle der Nacht kam Widolf wieder zu
sich. Sein Kopf schmerzte ihn furchtbar,
er war seiner Glieder nicht mächtig;
brennender Durst lag auf seiner Zunge.
Er versuchte aufzustehen, es wollte nicht
gelingen.

Er hob den Kopf und spähte umher;
ringsum Grabesstille. Auf Händen
und Füßen kroch er langsam durch das
Gras; von Zeit zu Zeit jedoch mußte er
einhalten, um Kraft zu sammeln. Aus
der Ledertasche, welche an seiner Schul-
ter hing, holte er eine Kruste trockenes
Brot hervor, von welchem er einige
Brocken verschlang; aber sein Durst
schien dadurch nur gesteigert zu werden.
Endlich tauchte aus dem Dunste ein
dunkler Punkt auf und neuer Mut er-
füllte seine Seele; was er suchte, hatte
er gefunden. Vor ihm erhoben sich
Schilf und Binsen aus trübem, schlamm-
migem Wasser; ihm dünkte es wie ein
frischer Lebensborn in der dürren Wüste.
Mühsam schleppte er sich an das Was-
ser, schöpfte mit gieriger Hand aus der
Lache und trank. Dann kühlte er seine
Wunden und kauerte im Schilfe nieder.
Da überkam es ihn wie ein Todesgefühl;
er faltete die Hände zum Gebet und em-
pfahl seine Seele dem Schöpfer. Seine
Augen schlossen sich, er glaubte zu ster-
ben. Doch Gott hatte ihn noch nicht
verlassen; er sandte einen Engel, welcher
erquickenden Schlaf auf den armen Skla-
ven niedergoß und ihn zu neuem Leben
stärkte.

Als Widolf erwachte, stand die Sonne
hoch am Himmel. Er fühlte sich wun-
derbar gekräftigt, erhob sich vorsichtig
und spähte umher. Nirgends zeigte sich
ein menschliches Wesen; auch von der
Herde entdeckte er nichts. Da kam ihm
der Gedanke, daß man ihn aufgegeben
und zu den Toten zählte und er beschloß,
zu entfliehen. Er legte sich nieder ins
Schilfe, zog ein Stück Brot aus der Tasche
und aß es; so sehr auch das trübe Was-
ser ihn anwiderte, er trank abermals aus
der Lache. Dann harrete er des Anbru-
ches der Nacht; denn er getraute sich
doch nicht, am hellen Tage die Flucht zu
wagen.

Als die Schatten wieder über die
Steppe zogen, erhob sich Widolf. Er
rückte das Bein im Gürtel zurecht, schob
die Tasche rückwärts, faßte die Peitsche
und trat aus dem Schilfe. Der Himmel
war mit Sternen besät; er blickte for-
schend empor und nicht lange, so wandte
er sich nordwärts. Auf der Steppe hatte
er die Zeichen des Himmels kennen ge-
lernt; sie mußten ihm jetzt Weg und
Richtung weisen. „Nach Westen liegt
das deutsche Land“, murmelte er; „doch
zunächst nordwärts.“ Oft hatte er dort
an klaren Sommertagen einen dunkel-
blauen Streifen am Himmel gesehen;
es mußte ein Gebirge oder ein Wald

sein, darin er sich fürs erste zu bergen
gedachte. Einige Schritte hatte er ge-
macht, da hielt er inne, kniete nieder und
schickte ein inbrünstiges Gebet um Schutz
und Hilfe zum Himmel; dann zog er
wohlgemut weiter.

Scharf legte er aus, sein Fuß rastete
nimmer. Als aber die Rote des Mor-
gens aufstieg, da sah er sich noch immer
auf der weiten, unbewohnten Ebene.
Das betrübte ihn sehr; aber doch ge-
währte es ihm Trost, daß der dunkle
Streifen vor ihm höher und breiter ge-
worden war. Er hatte sich nicht ge-
täuscht; es war ein waldbewachsener
Höhenzug. Immer eifriger strebte er
vorwärts, ob auch die Sonne glühenden
Brand auf ihn niedersandte und sein
Schritt immer engeres Maß umfaßte.
Endlich konnte er nicht mehr weiter; am
Rande eines Sumpfes legte er sich zum
Schlase nieder. Gegen Abend setzte er
seine Wanderung fort und hatte die
Freude, bei Tagesanbruch das Gehölz
zu erreichen. Mit hellem Danke gegen
Gott trat er in den Wald; aber er war
so matt, daß er sich niederlegen mußte.

Das Brot war fast verzehrt; er zog
die letzte Kruste hervor, betrachtete sie
einen Augenblick und schob sie wieder
zurück in den Ranzen. „Ich muß an-
dere Kost suchen“, sprach er bei sich selbst;
„ich könnte der Krümme noch bedürfen.“

Er fand einige Pilze und Wurzeln,
die ihm essbar deuchten; damit stillte er
seinen Hunger. Nach kurzer Rast wan-
derte er langsam in das Dickicht hinein;
doch hielt er sich jetzt gegen Westen.
Den Tag über ging es leidlich; als aber
die Nacht anbrach, nutzte er davon ab-
stehen, seine Reise zu fördern. Er stieg
auf einen Baum und knotete sich mit
der Peitsche an zwei gabelförmige Äste;
die Furcht vor wildem Getier ließ ihn
nicht am Boden sein Lager aufschlagen.
Die Nacht ging glücklich vorüber; doch
hatte er nur wenig geschlafen und als er
von dem Baume herabstieg, fühlte er
eine Steifheit in allen Gliedern, daß er
nur mühsam vorwärts konnte. Die Be-
wegung aber tat ihm wohl; auch fand er
wieder Beeren für den nagenden Hunger
und strebte neuen Mutes vorwärts.
Wieder verging eine Nacht, wieder ein
Tag; der Wald schien immer dichter zu
werden. Sein Herz wollte verzagen.
Die letzte Kruste Brot war verzehrt, die
Nacht kam. Kaum vermochte er noch
einen Baum zu erklettern, und kein
Schlaf wollte in seine Augen kommen.

Als das Frühlicht durch die Wipfel
zog, stieg er hinab — todesmüde. Er
befand sich jetzt in einem Föhrenwald,
und vergebens spähte er nach nähren-
den Wurzeln und Kräutern. Wohl gab
es Pilze dort; aber als er einen zum
Munde führen wollte, ekelte ihn der Ge-
ruch desselben so an, daß er ihn zu Bo-
den fallen ließ. Es war sein Heil: der
Pilz hätte ihm den Tod gebracht.

Nur langsam kam er vorwärts und
schon wollte er sich in sein Schicksal er-
geben. Aber als ihm der Tod fast un-
vermeidlich schien, da glaubte er den
Wald sich lichten zu sehen. Seine letzte
Kraft zusammenfassend, schleppte er sich
weiter; da gingen die Stämme ausein-
ander und vor ihm lag eine weite grüne